

Navid Kermani

Entlang den Gräben

Eine Reise durch das östliche Europa bis nach Isfahan

Verlag C.H.Beck, München, 2018, ISBN 978-3-406-7142-3, 442 Seiten, Hardcover gebunden mit Schutzumschlag,

Format 22 x 14,5 cm, € 24,96 (D) / € 25,70 (A)

Der 1967 in Siegen als Sohn iranischer Eltern geborene und unter anderem mit den Hannah Arendt- und dem Friedenspreis des Deutschen Buchhandels ausgezeichnete deutsche Schriftsteller, Publizist und habilitierte Orientalist Navid Kermani ist zwischen 2016 und 2017 für das Nachrichtenmagazin *Der Spiegel* von Köln aus über Polen, Litauen, Weißrussland, die Ukraine, die Krim und Russland bis in den Iran nach Isfahan und damit in die Heimat seiner Eltern gereist, um mit an seiner Reiseroute lebenden Menschen über ihr persönliches Ergehen, ihre Einschätzung der geopolitischen und ökonomischen Situation ihres Landes und ihr Verhältnis zu Europa zu sprechen. Wenn es sich ergab, wurden am Weg liegende Gedenkstätten wie die Gedenkstätte für die Opfer des Faschismus in Simferopol aufgesucht: Im Simferopol-Massaker im Dezember 1941 wurden innerhalb weniger Tage auf Befehl des Sicherheitsdienstes des Reichsführer SS mit Unterstützung der deutschen Wehrmacht um 11 000 Juden, 1500 Krimtschaken und 1000 Roma erschossen. Manche sprechen von 13 000, andere von 15 000 Opfern.

Kermani gliedert seine Reise in 54 Tage, verdichtet seine Gespräche in aufschlussreichen Szenen und unterfüttert diese mit den Lesefrüchten seiner akribischen Reisevorbereitung. Dazu treten das emotional resonante Nachdenken über andere Lebensmöglichkeiten, Zeiten, Völker und Kulturen und die Schilderung seiner Versuche, sich an weitgehend undurchlässige Grenzen wie die aserisch-armenische Waffenstillstandslinie anzunähern und sie zu überwinden. In diesem Kontext kann man sich dann auch mit der Frage befassen, warum der 1915 beginnende Völkermord an den Armeniern bis heute in der türkischen Geschichtsschreibung nicht Genozid, sondern „kriegsbedingte Sicherheitsmaßnahme“ genannt wird.

Kermani bleibt bis auf das vorletzte Kapitel in der Rolle des vorbehaltlos zugewandten Beobachters, so etwa, wenn er die im georgischen Kloster von Nekressi bei der Sonntagsmesse gefeierte orthodoxe Liturgie nachzeichnet.

„Der georgische Ritus ist einer der frühesten christlichen Riten überhaupt. 1801 vom Zaren durch den russisch-orthodoxen Ritus ersetzt, ab 1894 verschriftlicht, um das kulturelle Erbe zu bewahren, 1917 mit der georgischen Unabhängigkeit mühsam wiederhergestellt, wurde er unter Stalin erneut verboten (seltsam, daß man die Religion für alles Unheil verantwortlich macht, das in ihrem Namen geschieht, aber die Gottlosigkeit nie). Um so gespannter bin ich, wie sich der Ritus über zweihundert Jahre nach der Abschaffung der georgischen Autokephalie und nach siebzig Jahren Staatsatheismus erhalten hat [...]. Die orthodoxe Liturgie wird nicht in Seminaren gelehrt, sondern von Generation zu Generation weitergegeben, in den Klöstern zumal, wo man den Gottesdienst jeden Tag über Stunden einübt [...]. Als wir kurz nach acht an dem Kloster eintreffen, das seit dem sechsten Jahrhundert einsam auf einem Berg der fruchtbaren Ebene von

Kachetien ragt, weist uns der Wärter schroff ab, da wir nicht orthodox getauft sind. Wie würde er uns wohl anschauen, wenn wir ihm sagten, daß er einen Juden und einen Muslim vor sich hat und im Auto unsere Fahrerin wartet, weil sie Hosen trägt? Zum Glück hat uns Schwester Mariani die Nummer des Abtes aufgeschrieben, der auf unseren Anruf hin sogleich aus der Kirche tritt: offenbar telefoniert man hier während des Gottesdienstes ebenso unbeschwert, wie ich es an der Klagemauer beobachtet habe. Wir seien herzlich eingeladen, an der Messe teilzunehmen, versichert der Abt [...]; nur für die Eucharistie selbst, das bitte er uns zu verstehen, müßten wir die Kirche verlassen [...]. Ja, das versehe ich gut, daß man nach den siebzig Jahren die Regeln um so ernster nimmt.

Die Aufführung aus Stimme, Licht, Geruch, Gewändern, Bewegungen, Mimik und Architektur kommt mir weniger komplex und artistisch, bei weitem nicht so ausführlich vor, wie ich es von den serbischen Klöstern kenne. Weil sich die georgische Liturgie früher herausgebildet hat, daher womöglich schlichter ist? Oder weil der Ritus nur in vereinfachter Form wiederbelebt werden konnte? Keiner der acht Mönche ist so alt, dass er bereits in der Sowjetunion Träger der Überlieferung war; die Generation fehlt, von der sie die Tradition hätten lernen können. Manchen Mönchen unterlaufen Fehler in der Rezitation, mehr als nur Winzigkeiten, die vom Abt leise korrigiert werden, und ein Meßdiener hält einen Ablaufplan oder vielleicht auch einen Spickzettel bereit, der in Plastik eingeschweißt ist. Die Fragilität des Vorgangs, die ich zu erkennen meine, wird seltsam durch die Fragilität des Raums akzentuiert, der sein Alter auf keinem Stein verbirgt, durch die Zartheit zumal der Fresken, gerade weil sie nicht herausgeputzt sind, sondern nur matt im Kerzenlicht schimmern, von Rissen durchzogen wie ein uraltes Gesicht, für das siebzig Jahre kaum mehr als ein Blitz waren, auch wenn sie fast an ihm verbrannt wären.

Mindestens so sehr wie ich ist Dimitrij beeindruckt, der in Weißrussland nicht mit der Religion aufgewachsen ist. ›Das war ja ein Konzert‹, murmelte er [...], ›eine Symphonie – Wahnsinn.‹ ›Sag ich doch‹, erwidere ich leise triumphierend, weil Dimitrij mir vorher nicht geglaubt hat, wie schön, wirklich: im alltäglichen Sinne schön, künstlerisch wertvoll und einfach auch überwältigend Gottesdienste sein können: ›Da kannst du doch die ganze Documenta für in die Tonne kloppen‹, gebe ich Reaktionär der Gegenwartskunst noch einen mit“ (Navid Kermani S. 245 ff.).

Spürbares Bedauern kommt aber auf, als Kermani das Schicksal des Flusses Zâyandehrud beschreibt, der einst Isfahan und anderen Städten Farbe und blühendes Leben gab und der jetzt ausgetrocknet ist, weil die heutigen Machthaber sein Wasser anderen Städten zuteilen. „Der Fluß fließt nicht, nicht einmal ein Rinnsal, das ist das Schlimmste. Der lebensspendende Fluß, Zâyandehrud. Was die iranischen Landschaften und früher auch die Städte ausgemacht hat: die Farben, die der Wüste abgetrotzt waren, die Platanen, die alle Hauptstraßen in Alleen verwandelten, die schmalen, auch im Sommer kühlen Kanäle, die sich in die Gassen einschmiegten, jedes Haus um einen Garten gebaut, in dessen Mitte ein Wasserbecken, somit ein Spiegel des Himmels lag, rings um die Städte das satte Grün der Felder und Obstplantagen, wie Paradiesblumen auf einer Wiese verteilt die türkisen und gelben, bunt verzierten Kuppeln der Moscheen. Nirgends berühren Farben so tief, wie wenn man aus der Wüste kommt. Die ganze fünftausendjährige Zivilisation Irans beruht auf Techniken, die Wasser von den vier-, fünftausend Meter hohen Bergketten, die das Land durchziehen, so geschickt zu verteilen, dass die Städte aufblühen und die entferntesten Dörfer sich selbst ernähren können.

Wenn Iran für etwas bewundert, zum Vorbild genommen wurde in der alten Welt, bis nach China, bis nach Rom, wenn das Land der Weltzivilisation etwas geschenkt hat, dann seine Kunst, die Erde fruchtbar zu machen. Und am herrlichsten leuchtete Isfahan, durch das der breite, hier bereits handzahme, gleichsam zivilisierte, aber immer noch Leben spendende Fluß strömt, darüber wie Goldstreifen die zwei anmutigsten Brücken der Welt.

Dass Isfahan die ›Hälfte der Welt‹ genannt wird [...], habe ich nicht nur irdisch verstanden, als Ausdruck der Vielfalt, des Alters und der Pracht, sondern immer auch so, daß die menschengemachte Stadt für die paradiesische Hälfte des Universums steht, während die Wüste, das unzugängliche Gebirge, die Naturgewalt die andere Hälfte ausmacht. Isfahan den Fluß zu nehmen ist – nein, kein Massaker, so viele Wunden sind Isfahan bereits zugefügt worden in den letzten Jahrzehnten, Abrisse, Schnellstraßen mitten durch die Altstadt, der Verkehr, all der Trubel, die Hektik, die Überbevölkerung, die Auswanderung oder innere Migration der Gebildeten, Künstler, Literaten – Isfahan den Fluß zu nehmen ist der Todesstoß – so kommt es mir vor [...]. Sollte die UNESCO drohen, den Titel Weltkulturerbe zu entziehen oder der nächste Führer aus Isfahan stammen, wird man die Schleusen vielleicht sogar das ganze Jahr aufdrehen, ausgeschlossen ist das nicht. Aber ich weiß jetzt, wie der Fluß ohne Leben aussieht, das Bild bekomme ich nicht mehr aus dem Kopf. Ich weiß, daß ich das nächste Mal nicht gern zurückkehren mag“ (Navid Kermani S. 393 f.).

ham, 26. Februar 2018